Ernst Jünger-Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Bearbeitet von
Matthias Schöning

1. Auflage 2014. Buch. vii, 439 S. Hardcover
ISBN 978 3 476 02479 4
Format (B x L): 17 x 24,4 cm
Gewicht: 945 g

Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines > Einzelne Autoren: Monographien & Biographien

Zu Inhaltsverzeichnis

schnell und portofrei erhältlich bei

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

978-3-476-02479-4 Schöning (Hrsg.), Ernst Jünger-Handbuch
© 2014 Verlag J.B. Metzler (www.metzlerverlag.de)

I. Einleitung

Zeitzeuge – Autor – Ärgernis. Die so begonnene Liste ließe sich leicht fortsetzen: Käfersammler, Soldat, Tagebuchschreiber, Besuchsziel von Politikern und vieles mehr. Ernst Jünger (1895–1998) hat viele Facetten und ist Gegenstand von noch mehr Zuschreibungen. Er ist einer der wichtigsten deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts und gilt manchen zugleich als eine der unheilvollsten Gestalten der deutschen Geistesgeschichte. Dazwischen ist viel möglich. Allein die Tatsache, dass er 102 Jahre alt geworden ist, fast 103, hat die Zahl der in Umlauf befindlichen Aussagen über ihn noch einmal erhöht. Je höher das Alter eines Autors, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass die interessierte Öffentlichkeit eine Nähe zu Goethe entdeckt. Und tatsächlich: Als man dem immerhin bereits 87-jährigen den Goethepreis der Stadt Frankfurt verleiht, hagelt es noch Proteste. Der Hundertjährige erfreut sich zwar noch immer nicht allgemeiner Wertschätzung, darf seinen Geburtstag aber unbehelligt von neuen Anfeindungen feiern. Er ist sicher kein Klassiker, aber aus dem öffentlichen Ärgernis ist ein Zeitzeuge geworden, an dem man die bloße Tatsache, dass er die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts an vielen Stellen hautnah miterlebt hat, bewundern darf. Er ist »dabei gewesen«.

Nach dem Mauerfall, der die Epoche der Weltkriege und Weltkriegsfolgen abschließt, wird der Umgang mit dem einzigen deutschen Autor von Rang, der zugleich als Soldat namhaft geworden ist, merklich entspannter. Dazu trägt sicher bei, dass ›sein Krieg‹ der Erste Weltkrieg war. Auch im Zweiten Weltkrieg war er zwar mehrere Jahre in Frankreich stationiert, aber nicht wie 1914–18 an den Orten, die den Charakter des Krieges prägen. Jünger ist zwar der Autor von *Die totale Mobilmachung* (1930), wie einer seiner berüchtigtsten Essays heißt, aber er ist kein Soldat des Vernichtungskrieges. Als die Nationalsozialisten die Macht übernehmen, zieht Jünger sich aus der politischen Sphäre zurück und veröffentlicht 1939 mit *Auf den Marmorklippen* eines der mutigsten Bücher, die im Deutschland unter Hitler erscheinen. Möglich war das nur in der Doppelrolle als Schriftsteller und Soldat.

Und dann war er auch noch Käfersammler. Jünger hat stets gesammelt, auch im Krieg; er hat vieles gesammelt, nicht nur Käfer; als Sammler solcher aber ist er legendär. Mehrere Arten tragen seinen Namen – nicht weil er sie zuerst entdeckt hat, sondern weil andere Entomologen sie ihm zu Ehren so benannt haben. Im von ihm lange Zeit bewohnten Haus in Wilflingen, das seit 1999 als Museum und Gedenkstätte betrieben wird, finden Besucherinnen und Besucher noch immer zahlreiche Schubkästen mit den vom Autor selbst aufgespürten, präparierten und archivierten Exemplaren. Man mag sich fragen, wie sich diese Leidenschaft zu Autorrolle und Soldatentum verhält, in jedem Fall setzt sie einen Kontrapunkt. Nicht ›subtile‹ Käferjagd hier und grausame ›Menschenjagd‹ dort – als solche hat der Autor den Stellungskrieg an der Westfront 1914–1918 tatsächlich beschrieben – lautet der Gegensatz. Vielmehr kontrastieren Naturzeit und Geschichtszeit, wenn dem Autor-Soldaten der Entomologe zur Seite tritt, der sich mit Formen ganz anderer Dauer beschäftigt als sie kulturellen Phänomenen eignet.

Auch beim Autor selbst gehört die ›subtile Jagd‹ zur lebensgeschichtlich ältesten Schicht. Insofern tritt die Entomologie nicht zu den anderen Merkmalen seiner Person hinzu. Es ist vielmehr umgekehrt: Erst Käfersammler, dann Soldat, dann Autor. Das Streifen durch die Natur ist keine späte Inszenierung, sondern eine alte Angewohnheit, die Ernst Jünger gemeinsam mit dem jüngeren Bruder Friedrich Georg von früh an übt. Inszeniert, und vielleicht auch Goethe abgeschaut, ist nicht der Hang zur eigenen Naturforschung, sondern manche Autorpraxis. Jünger versucht sich zwar tatsächlich an einem Denken in erdgeschichtlichen Dimensionen, charakteristischer aber ist die Arbeit am eigenen Œuvre. Zwei Werkausgaben und das ständige Feilen an neuen Versionen seiner Texte sind Ausdruck eines über das eigene Leben hinausreichenden Gestaltungswillens, der den erklärten Absichten oft eigentümlich kontrastiert.

Jünger verlautbart schon 1934, »wer sich selbst kommentiert, geht unter sein Niveau«. Dass er seine Werke immer wieder umschreibt, erklärt er damit, dass es nur »Annäherungen« gebe, niemals aber Vollendung. Und seine beiden Werkausgaben vorletzter (1960–1965) und schließlich letzter Hand

(1978–1983) will er nicht als Selbstmusealisierung, sondern als Ausdruck ungebrochener Gestaltungskraft verstanden wissen. Tatsächlich jedoch modelliert er bei diesen Operationen ein biographisch ebenso wie poetologisch zunehmend homogenes Bild von sich, kommentiert sich dadurch auch und versucht, die eigene Überlieferung vorzuprägen. Der Theoretiker, der in *Der Arbeiter* (1932) die Moderne als eine Gesellschaft darstellt, deren technischen Netzen und industriellen Kreisläufen niemand entrinnt, verbreitet um sein eigenes Werk eine Aura der Handwerklich- bzw. Handschriftlichkeit und stilisiert sich selbst als Solitär oder Waldgänger.

Auch die Selbstdarstellung hat also ihre »Fassungen«, wie ein weiterer Begriff aus der Autorpoetik Jüngers lautet, der die unendliche Annäherung an einen imaginären Kern auf den Begriff bringen soll. Im wirklichen Leben geht das allerdings oft pragmatischer ab: Die *Politische Publizistik* in ihrem Kampf gegen die Weimarer Republik wird von Jünger unterdrückt. Die Erzählung *Sturm* (1923) will er sogar ganz vergessen haben. Die in den Werkausgaben zusammengestellten Texte werden noch einmal überarbeitet und gruppiert. *Heliopolis* (1949) zum Beispiel, Jüngers erster längerer Roman, wird um seine zeitdiagnostischen Passagen stark gekürzt. Und obwohl es seine Texte durchgehend prägt, dass sie keiner literarischen Gattung eindeutig zugehören, werden sie in beiden von ihm selbst gestalteten Werkausgaben nach Gattungen gegliedert: Tagebücher, Essays, Erzählende Schriften. Jünger gestaltet sein Werk nach einer Ordnung, denen die Texte selbst nie angehört haben. In diesen mischen sich von *In Stahlgewittern* (1920) bis *Siebzig verweht V* (1997) fiktionales und faktuales Sprechen, diarische Aufzeichnung und essayistische Zeitdiagnose sowie eigentliches Erzählen. Nur *Die Zwille* (1973) stellt als traditionelle Schulgeschichte vielleicht eine Ausnahme dar.

Der vermeintlich anarchische ›Waldgänger‹, der sich vor den undurchsichtigen Machtprozeduren der modernen Kultur in den Wald zurückzieht, wie es der Essay von 1951 imaginiert, unterwirft sich und sein Werk durchaus den Zeitkonventionen und akademischen Begriffen von Gattungen, Epochen und Stilen. In Tonaufnahmen, die Jünger als bemerkenswert undialogischen Gesprächspartner zeigen, spricht er über das eigene Werk in fachsprachlichen Begriffen wie ›Magischer Realismus‹. Solche Widersprüche machen vor keinem Werk halt. Auch Jüngers Versuch, Autorschaft als Werkherrschaft zu veranstalten, ist zum Scheitern verurteilt. Mit wachsendem Abstand entblößen sich die Nähte und Fugen, an denen sich die Gewalt verrät, die der Autor aufbringen musste, um sein Werk als das erscheinen zu lassen, was es sein sollte.

Vielleicht würde es ihn jedoch beruhigen, dass auch die Diskurse, die sich seinem Werk angelagert haben und gegen die der Autor es nach Möglichkeit immunisieren wollte, nur von beschränkter Dauer sind. Mit guten Gründen verblassen nicht die politischen Vorbehalte gegenüber Jüngers Überzeugungen, es ändert sich nicht die Einstellung zum Krieg, aber beides entscheidet jetzt nicht mehr über die Forschung und ihre Fragestellungen. Mit abermals gewachsenem Zeitabstand ist der Weg frei für eine Perspektive, die sich nicht durch das Bekenntnis zur Kritik immer wieder ihrer eigenen Rechtschaffenheit versichern muss. Wichtiger, auch in politischen Fragen, ist die vorurteilsfreie Analyse der Transformationsprozesse und Konvertierungen, denen Autorfunktion, Textverfahren und Rezeptionskonventionen im Diskursraum zwischen Literatur, Öffentlichkeit und Politik unterliegen – und zwar vor 1945 genauso wie danach.

Das vorliegende Handbuch soll dafür einen Ausgangspunkt bieten, indem es genauso über den Jünger der Weltkriegsepoche informiert wie über den Autor der Bundesrepublik. Die Gleichberechtigung der Werkphasen ist eines seiner Grundprinzipien. Ein anderes geht dahin, weder die Zahl der pauschalen Zuschreibungen weiter zu erhöhen, noch seine Selbststilisierungen zu wiederholen. Nur eine Konzession war zugunsten der Leserfreundlichkeit unumgänglich: Zitiert wird vorrangig nach den 22 Bänden der *Sämtlichen Werke*. Nur dort, wo es die historiographische Präzision unerlässlich erscheinen lässt, wird den zeitgenössischen Ausgaben der Vorzug gegeben. Davon unabhängig, gilt es generell, den Komplex aus Autor, Werk und Rezeption bei Vorrang des Textes analytisch zu entfalten.

Das schwierige Gefüge aus authentischen Kriegstagebüchern und den in mehreren Fassungen vorliegenden *Stahlgewittern* wird in einem Artikel gebündelt. Allen anderen Einzelveröffentlichungen aus den Phasen bis 1933, bis 1945 und danach widmet sich ein eigener Beitrag. Zu einer Textgruppe zusammengefasst wurden nur die Reisebücher. Berücksichtigt werden darüber hinaus die Publikationen der großen und kleinen Briefwechsel und der Nachlass im Deutschen Literaturarchiv selbst.

An diesen durch die Publikationschronologie gegliederten Teil schließen sich drei weitere Abteilungen an, die sich zunächst zentralen Begriffen und Komplexen widmen, die für Jüngers Werk durchgehend relevant waren. Es handelt sich gewissermaßen um Bausteine zu einem Lexikon der dem Autor eigen-

tümlichen Sprache. Darauf folgen Porträts der wichtigsten Gesprächspartner, deren Briefwechsel mit Jünger nicht veröffentlicht sind, so dass sie in der Abteilung Nachlasspublikationen fehlen würden. Im Fall Martin Heideggers, dessen Briefwechsel mit Jünger publiziert ist, war der Grund für die Einordnung in dieser Rubrik, dass der Briefwechsel in der Relation Heidegger-Jünger nur eine kleinere Facette darstellt. Den Abschluss bilden die Eckdaten der Rezeptionsgeschichte von der Zwischenkriegszeit über die literarische Szene der Bundesrepublik und die öffentlichen Ehrungen bis zur aktuellen Forschungssituation.

Zu guter Letzt ein Wort des Dankes: an den Metzler-Verlag und namentlich Ute Hechtfischer für die Anregung des Bandes und die Begleitung seiner Entstehung, an meine Hilfskräfte für die genaue Durchsicht der Beiträge, der Universität Konstanz und dem Fachbereich Literaturwissenschaft für deren Finanzierung sowie allen Autorinnen und Autoren für die gute Zusammenarbeit!

Konstanz, im Januar 2014
Matthias Schöning

II. Leben und Werk

1. Kriegserfahrung und politische Autorschaft

Ernst Jünger ist zweifellos ein politischer Autor. Er ist es nicht ausschließlich, aber er ist es auch nicht bloß zu einem sauber abgrenzbaren Teil (vgl. Segeberg 1991, 338; Stöckmann 2008, 194). Politisch sind nicht nur seine diskursiven Texte, die ausdrücklich auf die reale Welt Bezug nehmen, sondern auch fiktionale Erzähltexte wie *Auf den Marmorklippen*, die auf eine vermittelte Weise zur Gegenwart Stellung beziehen und den Autor als öffentliche Person exponieren. Referenz ist dabei eine notwendige Voraussetzung aller politischen Texte. Stellung zu beziehen, macht ihren politischen Charakter aus. Beides, Referenz und Stellungnahme, können textseitig jedoch sehr unterschiedlich organisiert werden. Wächst z. B. der Grad der Mittelbarkeit der Bezugnahme des Textes auf die reale Welt, hängt die Bestimmung des politischen Charakters zunehmend von Kontexten und begleitenden Handlungen ab, sei es des Autors oder von Rezipienten. Damit ist zugleich ein problematischer und bislang theoretisch nicht hinreichend geklärter Punkt bezeichnet: Ein Text kann zum Bestandteil einer politischen Situation werden, wenn er von einer relevanten Gruppe als Politikum verstanden und dadurch in eine politisch zu nennende Text-Kontext-Relation gestellt wird. Er wird deshalb aber nicht notwendigerweise zu einem politischen Text im engeren Sinn.

Diese Differenzierung ist wichtig, weil Jüngers Autorschaft von 1920 bis 1945 in einem solchen Grad manifest politisch ist, dass sich Zuschreibungsautomatismen etablieren, die jeden seiner Texte zu einem latent politischen Sachverhalt machen. Der Autorname ist mit der Zwischenkriegszeit und den Weltkriegen derart eng verknüpft, dass seine noch Jahrzehnte später verfassten Texte auf diesen Horizont bezogen und aus ihm verstanden werden können, wie die Rezeptionsgeschichte zeigt. Jüngers Texte tragen zur regelmäßigen Reaktualisierung dieser Rezeptionskonventionen freilich auch selbst bei, wenn sie – wie vielfach der Fall – auf *historische* politische Situationen anspielen. Gleichwohl ist diese Addition von werkbiographisch geprägten Rezeptionsgewohnheiten und historischen Reminiszenzen der späteren Texte von manifest politischer Autorschaft zu unterscheiden. – Mit Blick auf eine theoretische Konzeptualisierung politischer oder engagierter Literatur durch eine Literaturwissenschaft, die »selber nicht engagiert ist« (Wegmann 1996, 348), wäre weiterführend zu fragen, ob das auch dann noch gilt, wenn sich herausstellen sollte, dass Textverfahren der manifest politischen Texte ein Gesamtwerk prägen und auch dort nachwirken, wo die Texte keine aktuelle politische Aussageseite mehr haben.

Im Zentrum dieses ersten Überblicks-Kapitels stehen daher die die Textverfahren und Rezeptionskonventionen gleichermaßen prägenden Jahre der Werkbiographie Ernst Jüngers, in denen jene Texte dominieren, die ihn als manifest politischen Autor exponieren. Einmünden wird die Darstellung in einen Prospekt der Nachkriegszeit, der diesen Konventionen nicht mehr folgt, sondern die Bedingungen skizziert, die Jüngers Texte erneut in politische Sachverhalte verwandeln. Der Autor als ein eminenter Träger des Diskurses der Zwischenkriegszeit tritt in der Zeit der Bundesrepublik hinter den Diskurs als Erzeuger einer monolithischen Autorfigur zurück.

Erster Weltkrieg

Das erste und wichtigste Buch Ernst Jüngers ist *In Stahlgewittern*, das 1920 in einer ersten und bis zur Version der zweiten Werkausgabe 1978 in sieben verschiedenen Fassungen erscheint (s. Kap. III.A.1, VI.1). Mittels des literarisch zunehmend durchgeformten Buchs, das mit den authentischen Feldtagebüchern (vgl. Kriegstagebuch 2010) nicht verwechselt werden darf, gibt Jünger seiner Kriegserfahrung eine Form. Die häufige Überarbeitung in den ersten Jahren, die bereits 1922 zu einer zweiten, 1924 zu einer dritten und 1934 zu einer vierten Fassung führt, erfolgt in pragmatischer Absicht (vgl. Kunicki 1993, 14 f.). Die Darstellung des Krieges wird kontextbezogen neu justiert. Anhand der verschiedenen Fassun-

gen von *In Stahlgewittern* lässt sich verfolgen, wie sich Jüngers politische Position zwischen dem Ende des Weltkriegs und dem Beginn des Nationalsozialismus verschiebt. Zudem haben die Überarbeitungen an einer Re-Konzeptualisierung der Autorschaft teil, die zwischen den beiden Fassungen von *Das abenteuerliche Herz* (1929 u. 1938) vollzogen wird.

Die Bearbeitungen zeigen, dass das, was als Kriegserlebnis oder Kriegserfahrung kommuniziert wird, niemals bloß widerspiegelt, was gewesen ist. Die Kriegsliteratur, die nach Kriegsende und vor allem in der letzten Phase der Weimarer Republik ab 1927/28 erscheint (vgl. Müller 1986, 36 ff., 94 ff.), ist zwar in hohem Maße von den realen Ereignissen (und deren persönlichem Erleben) geprägt, wie die Übereinstimmungen in den Schilderungen des Frontalltags deutlich machen. Insofern eignet ihnen durchaus eine gewisse Authentizität. Zugleich aber gehorcht die Darstellung politisch zu nennenden Darstellungsabsichten, die nicht aus den Ereignissen selbst abgeleitet werden können, sondern diese vielmehr umgekehrt in eine programmatische Perspektive rücken. Die kommunizierte ›Kriegserfahrung‹ hat zwei Zeitrichtungen: Als vergangenes Erlebnis legitimiert sie den Sprecher. Als aktuelle Schlussfolgerung positioniert sie ihn in Konkurrenz zu anderen Akteuren desselben Diskurses. Die Strittigkeit der jeweils gezogenen Konsequenzen macht diese politisch.

Die Überfrachtung des Krieges mit Sinn, die Theodor Lessing noch während der Kampfhandlungen als »Sinngeben des Sinnlosen« gegeißelt hat (Lessing 1962, 11), verbindet Vorkriegs- und Nachkriegszeit miteinander. 1914 ruhen u. a. hohe innenpolitische Erwartungen auf dem Krieg. Er soll z. B. in die Unübersichtlichkeit verschiedener gesellschaftlicher Konfliktlinien dadurch Ordnung bringen, dass er sie auf einen grundlegenderen Konflikt zurückführt und eine an der Oberfläche der Kultur bereits verloren geglaubte Einvernehmlichkeit wieder herstellt. In patriotischem Überschwang wird unter dem Titel ›Ideen von 1914‹ (vgl. Schöning 2009, 16 ff.) die hypertrophe Hoffnung formuliert, der Krieg werde die deutsche Gesellschaft in eine Gemeinschaft verwandeln. Zudem wird die Verwirklichung dieser Sozialform zur weltgeschichtlichen Sendung Deutschlands aufgeladen.

Auch Ernst Jünger hegt große Erwartungen, muss zugleich aber seinem Vater dankbar sein, dass er am 4. August 1914 als Kriegsfreiwilliger ins 73. Füsilier-Regiment (Hannover) überhaupt eintreten kann. Hätte dieser den Minderjährigen nicht im Vorjahr aus der französischen Fremdenlegion gerettet, wäre der Krieg, der ab Beginn der 1920er Jahre bereits der ›Erste‹ Weltkrieg heißen wird, für Jünger sicher ganz anders verlaufen. Am 29. März 1895 in Heidelberg geboren, zählt Ernst Jünger zur jüngsten Generation der Kriegsteilnehmer. Damit gehört er zu denjenigen, die in den anschließenden insgesamt knapp 15 Jahren der Weimarer Republik die entscheidenden Weichenstellungen ihres Lebens vornehmen (müssen) – vorausgesetzt, sie überleben den Krieg, der insgesamt über 14 Millionen Menschen das Leben kostet, davon etwas mehr als 2 Millionen deutsche Soldaten bzw. 12 Prozent der wehrfähigen Männer des Deutschen Reiches (Hirschfeld u. a. 2003, 664 f.). Die persönlichen Biographien dieser Alterskohorte sind stark mit der Geschichte der Weimarer Republik verknüpft. Die Legitimität der ersten deutschen Demokratie hängt nicht zuletzt davon ab, wie überzeugend es gelingt, die gesellschaftliche Kriegsidentität in eine Zivilidentität zu transformieren. Historische Signifikanz und schlechter Ruf Ernst Jüngers resultieren u. a. daraus, sich dieser Transformation publizistisch zu widersetzen.

Bei Kriegsbeginn ahnt niemand solche Folgelasten. Die Allermeisten wiegen sich in Illusionen hinsichtlich Auswirkungen und Länge des Krieges. Auch der 19-jährige Ernst Jünger sucht zunächst einmal das Abenteuer, das ihm der gescheiterte Ausreißversuch zur Fremdenlegion weitgehend vorenthalten hat (vgl. Müller 1995, 17 f.). Nach einer wenig glücklichen, von zahlreichen Umzügen, aber auch von disziplinarisch bedingten Schulwechseln geprägten Jugend, verspricht der Krieg ein schnelles Notabitur und den baldigen Austritt aus der Welt der bürgerlichen Institutionen. Mitte der 1920er Jahre wird Jünger im Bemühen um retrospektive Sinngebung vom Krieg sogar behaupten, er habe »die Erlösung von einem Leben ohne tiefere Ziele« gebracht (Wäldchen 1925, 153).

Die scheinbar beiläufige Äußerung macht deutlich, wie leicht sich biographische Kriegserzählungen in ideologische Kriegsdeutungen übersetzen. Indem der Krieg mit religiösen Begriffen personifiziert und mit den geläufigen Worten Heraklits zu »aller Dinge Vater« (SW 7, 11; Diels 1903, 78) erklärt wird, werden anschließend die Kriegsteilnehmer, die allein diesen ›Kriegsgott‹ und sein ›erlösendes‹ Wirken aus der Nähe kennengelernt haben, über alle anderen Bürger erhoben und zu einer autoritativen Zeitdeutung ermächtigt. Seit seinem zweiten Buch *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922) durchzieht Jüngers Texte diese von Nietzsches Nachlasskomplex *Der Wille zur Macht* inspirierte Deutung des Kriegs als »Umwertung aller Werte«,

die all jene autorisiert, die mit ihm in Berührung gekommen sind:

> »Der Stil der Materialschlacht und des Grabenkampfes, der rücksichtsloser, wilder, brutaler ausgefochten wurde als je ein anderer, erzeugte Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen hatte. Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie und mit höchster Wucht geladen. […] Sie waren Überwinder, eingestellt auf den Kampf in seiner gräßlichsten Form« (SW 7, 37).

Angesichts der expressionistischen Vorkriegslyrik, in der die Loslösung von der Vätergeneration mit der Hoffnung auf Krieg eng verknüpft wird, kann der Kriegsbeginn subjektiv tatsächlich als Ausweg und Neuanfang erschienen sein (vgl. Kiesel 2007, 90). Gleichwohl ist es unmöglich, an den nachträglichen Darstellungen inzwischen politisierter Kriegsteilnehmer zwischen authentischer Erfahrung, herrschendem Diskurs und absichtsvoller Instrumentalisierung sauber zu trennen. Die sich in historischen Daten niederschlagende Ereignisgeschichte und die Diskursgeschichte der Deutungen dieser Daten sind in der Weltkriegsepoche eng miteinander verschränkt.

Jede Äußerung zum Krieg, sei sie auch deskriptiv gemeint, enthält situationsbedingt einen politischen Überschuss, weil sie nicht anders als im Horizont möglicher künftiger Kriege geäußert werden kann. Eine Aussage zum vergangenen Krieg impliziert notgedrungen eine Meinung zu kommenden, solange Krieg als legitimes Mittel von Politik gilt. Jüngers positive Aussagen zum Krieg können aus diesem Grund auch nicht als bloße Agitation abgetan werden. Sie bemühen sich vielmehr, in einer zunächst soldatischen, dann politischen Perspektive belastbare Konsequenzen aus den Erfahrungen an der Front zu ziehen. Dem entsprechend ist Jünger als intellektuelle Stimme des ›Neuen Nationalismus‹ nicht nur von milieuaffinen Konkurrenten und Kombattanten, sondern auch von denen ernstgenommen worden, die einen entfernten politischen Standpunkt einnehmen. Ein Beleg dafür ist z. B. die Anfrage der liberalen Kulturzeitung *Das Tagebuch* bzw. von dessen Herausgeber Leopold Schwarzschild aus dem Spätsommer 1929 (vgl. Publizistik 2001, 501 ff. u. 788 f.), ein zweiter die Äußerung von Klaus Mann aus dem Jahr 1930: »Er ist der feindliche Typ unter den Jungen, den zu befehden sich's lohnt. Sein Denken ist von starker Intensität und von einer gewissen mißleiteten Reinheit. Es ist charakteristisch für ihn, daß er ›die politische Tätigkeit sehr bald als unanständig empfinden‹ lernte« (Mann 1992, 266).

Die Aussagekraft Jüngers verdankt sich dem tatsächlichen ›Kontakt‹ mit dem von vielen Zeitgenossen als geradezu magische oder elementare Quelle von Sinn und Autorität interpretierten Krieg selbst. Anders als seine Schulzeit steht Jüngers Kriegsteilnahme unter einem glücklichen Stern. Nach drei Monaten Ausbildung erhält er am 27. Dezember 1914 seinen Marschbefehl in Richtung Front und reist drei Tage später nach Frankreich ab, wie das von da an geführte *Kriegstagebuch* festhält (Kriegstagebuch 2010, 7). Im Februar bereits nimmt er an einem Kurs für Offiziersanwärter teil. Ende April kommt er in der Schlacht von Les Eparges nahe Verdun zum Einsatz, wird verwundet und in ein Lazarett seiner Geburtsstadt Heidelberg überführt. Nach der Genesung nimmt er abermals an einem Offizierskurs teil und wird, »laut Wehrpass: am 22. Juli zum Gefreiten, am 12. August zum Unteroffizier; am 8. September zum Fähnrich«, befördert (Kiesel 2010, 611). Am Ende des Ersten Weltkriegs hat Jünger fast vier ganze Jahre an der Westfront gekämpft, an acht großen Schlachten teilgenommen, darunter die Materialschlacht an der Somme (Juni bis September 1916), ist mehrfach verwundet, zum Leutnant und Kompanieführer befördert sowie neben mehreren anderen Orden am Ende mit dem »Pour le Mérite« ausgezeichnet worden.

Frontsoldatentum

Jüngers *In Stahlgewittern* schließt noch in der letzten Fassung mit einer direkten Gegenüberstellung von höchstem Orden und Kriegswunden. Er zählt auf, dass er im Verlauf von sieben Verwundungen mit anschließenden Lazarettaufenthalten »mindestens vierzehn Treffer aufgefangen« habe und differenziert nach Gewehrgeschossen, Granatsplittern usw. (SW 1, 299; In Stahlgewittern [künftig abgekürzt als ›Sta‹] 2013, 647), bevor der Text wenig später mit dem Zitat des Telegramms schließt, das ihm die Ordens-Verleihung durch den deutschen Kaiser und die Glückwünsche seiner Division übermittelt. An der selbstbewussten Ausstellung seiner soldatischen Karriere sieht der Autor bis zuletzt nichts zu revidieren. Allein dieser Umstand macht seine Person für die auf grundlegende Entmilitarisierung der deutschen Kultur und Gesellschaft verpflichtete Bundesrepublik suspekt. Zur Zeit der Weimarer Republik dagegen stellen Wunden und Orden ein von keinerlei Misskredit bedrohtes Kapital dar. Jünger muss allerdings erst lernen, dieses zu nutzen. *In Stahlgewittern* bringt in der Fassung von 1924 zwischen der Aufzählung der Narben und der etwa 14 Tage späteren Ordensverleihung auch noch das »goldene Ver-

wundetenabzeichen« u. a. unter. Der Zuwachs an Auszeichnungen wird allerdings mit einem Verlust an Bedeutung bezahlt, weil Bedeutung gerade dadurch hergestellt wird, dass Wunden und Orden in ein Verhältnis wechselseitiger Beglaubigung treten. Jünger hat zu diesem Zeitpunkt den unterschiedlichen ›Mikrozins‹ der als symbolisches Kapital präsentierten Verletzungen noch nicht erkannt. Erst die vierte Fassung von 1934 versteht sich dank einem durch das Buch *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* (1932) geschärften Blick auf die maximale Ausbeutung des Erlebt- und Erlittenen:

> »In diesem Krieg, in dem bereits mehr Räume als einzelne Menschen unter Feuer genommen wurden, hatte ich es immerhin erreicht, daß elf von diesen Geschossen auf mich persönlich gezielt waren« (Sta 1934, 295; Sta 2013, 639; SW 1, 299).

Jetzt markiert Jünger als eigene Besonderheit, dass er nicht nur in der für den Materialkrieg zwischen Industriegesellschaften charakteristischen Weise von solchen Geschossen getroffen wurde, die ohne Sichtkontakt flächendeckend oder breit streuend abgefeuert werden. Er unterstreicht, über dieses kollektiv geteilte Schicksal hinaus, ein separates Ziel gegnerischer Geschosse gewesen zu sein. Er erhebt sich durch diese Feststellung nachträglich aus der Masse der ›unbekannten Soldaten‹ zur Führer-Figur, deren Kriegserfahrung sie zum Sprachrohr eines abstrakten soldatischen Kollektivs autorisiert (vgl. Segeberg 1991, 351), dessen entscheidendes Merkmal die Nähe zur Front ist.

Wenn die Front der Ort ist, an dem sich die gegnerischen Linien, getrennt nur durch das sogenannte ›Niemandsland‹, bis auf Sichtweite annähern und das Zerstörungspotential konzentriert wird, dann ist der ›Frontkämpfer‹ derjenige, der dem Wesen des Ersten Weltkriegs näher gekommen ist als jeder andere. Mehr noch: Als mehrfacher Stoßtruppführer dringt Jünger nicht nur in den feindlichen Graben ein, sondern durchbricht die Oberfläche, die der Krieg den allermeisten Soldaten zeigt, die an den meisten Tagen nur einen leeren menschenfeindlichen Raum sehen, der von Fernwaffen beherrscht wird und allenfalls schwache Anzeichen gut getarnter Stellungen verrät (vgl. SW 7, 93 ff.). Interpretiert man diese Nähe zum Ort des militärischen Aufeinandertreffens der Gegner, die Jünger mit den nichtarbiträren Zeichen seines Körpers jederzeit dokumentieren kann, als Erkenntnisbedingung, dann erklärt sich der ungeheure Geltungsanspruch, mit dem Jünger sich in den 1920er Jahren zum Krieg äußert. Hier spricht jemand, der nicht ganz unbegründet von sich behaupten kann, tiefer als jeder andere in den »Höllenrachen des Krieges« geschaut zu haben (Publizistik 2001, 507). Die Faszination, die Jünger phasenweise ausübt und die intellektuelle Aufmerksamkeit, die ihm von Klaus Mann über Martin Heidegger (s. Kap. IV.B.2) bis Heiner Müller zuteil wird, liegt nicht zuletzt darin, dass sein hoher Anspruch durch Erfahrungswissen gedeckt scheint. Wie der punktuelle Fassungsvergleich andeutet, wird sich Jünger zwar erst sukzessive über die Bedingungen seines Sprechens über den Krieg und deren Wirkung selbst bewusst. Das hindert aber nicht, von Beginn an unter diesen Bedingungen zu stehen. Bereits im Vorwort der Erstfassung von *In Stahlgewittern* knüpft der erst 25-jährige Soldat den Zusammenhang zwischen der Materialschlacht als historisch spezifischer Form des Ersten Weltkriegs und einem aus dem Erleben abgeleiteten Erkenntnisanspruch, um schließlich als Sachwalter des Vermächtnisses aller Frontsoldaten aufzutreten (Publizistik 2001, 9 ff.).

Auch die *Politische Publizistik*, die der Verfasser Zeit seines Lebens nicht wiederveröffentlicht sehen wollte und die nach einem raubdruckartigen »Brevier« (Reimann/Hassel 1995, 59 ff.) erst seit 2001 gesammelt vorliegt (s. Kap. III.A.6), kreist in ihren Anfängen, d. h. bis einschließlich 1925, um die politische Re-Konzeptualisierung des ›Frontsoldaten‹ als eines »politisierten Begriffs« (Kunicki 1993, 78), bevor sich auf ihrem Höhepunkt im Jahr 1926 eine explizit nationalistische Begrifflichkeit in den Vordergrund schiebt (vgl. Dupeux 1996, 17 f.). Nach einem ersten Zeitungsartikel, der 1923 im *Völkischen Beobachter* der NSDAP erscheint und der Revolution von 1918/19 das »Banner des Hakenkreuz[es]« als Anzeichen einer zukunftsfähigen Idee entgegenhält (Publizistik 2001, 36), konzentriert Jünger sich darauf, einer der vorzüglichen Sprecher der ehemaligen Frontsoldaten zu werden und diese zu agitieren.

Im Verlauf des Jahres 1925 schreibt er 20 Artikel, 17 davon für *Die Standarte*, eine neu geschaffene Beilage zur Zeitung des ›Bundes der Frontsoldaten‹, *Der Stahlhelm* (vgl. Berghahn 1966, 92 ff.), in deren erstem Heft vom 6. September Jünger gleich zwei Artikel publiziert. Unter dem Titel »Unsere Politiker« polemisiert er gegen den Friedensvertrag von Versailles. Der zweite Beitrag widmet sich dem »Wesen des Frontsoldatentums«, von dem Jünger ausdrücklich sagt, dass es »exklusiv gefaßt werden« muss (ebd., 66). Er konzipiert den ›Frontsoldaten‹ bzw. das ›Frontsoldatentum‹ nicht etwa als Erinnerungsgemeinschaft, sondern als politischen Kampfverband gegen die Weimarer Republik und entwirft das Bild eines Kriegers, dem zwar seine Erfahrung zugutekommt, den es aber zuvörderst charakteri-

siert, dass er »auch heute noch kämpfen will«. Sodann ist von »Aktivismus« (ebd., 69) und »Idee[n]« (ebd., 70) die Rede. Die Zielsetzung bleibt jedoch bis in die ausdrückliche Begriffsbestimmung, die den Titel des Artikels aufnimmt, äußerst schwach:

> »Somit wäre das Wesen des Frontsoldatentums festgestellt als das einer Kampfgemeinschaft, die durch die Gemeinsamkeit einer großen geschichtlichen Leistung innerlich verbunden ist und aus ihr die Kraft einer Aufgabe schöpft« (ebd., 69).

Bevor es zu diesen Schriften kommt, fällt Ernst Jünger im Jahr 1923 zwei Entscheidungen. Er tritt am 31. August 1923 auf eigenen Wunsch aus der Reichswehr aus, der er seit Anfang 1919 angehört hatte und für deren Heeres-Vorschriftenkommission er u. a. »Die Ausbildungsvorschrift für die Infanterie« erarbeitet hat (vgl. Publizistik 2001, 37 ff.). Zum Wintersemester nimmt er dann ein Studium der Biologie auf, das er jedoch nicht abschließen wird. Folgenreicher für sein weiteres Leben ist – abgesehen von der Heirat mit Gretha von Jeinsen am 3. August 1925 und der Geburt des Sohnes Ernst neun Monate später (vgl. Schwilk 2007, 251 ff.) – die zweite Entscheidung. Durch die Veröffentlichung der Erzählung *Sturm* im *Hannoverschen Kurier* erfindet sich Jünger als Autor und stellt sich zugleich vor die Alternative, entweder politisch oder literarisch zu publizieren. Während strittig ist, ob die 1920 und 22 erschienenen Fassungen von *In Stahlgewittern* bereits als literarische Werke anzusehen sind (vgl. Liebchen 1977, 87; Müller 1986, 223), stellt seine Erzählung *Sturm* einen Versuch dar, seine eigene Kriegserfahrung in die Tradition des Dandytums und der Bohème einzuschreiben, von denen er das Bildrepertoire der Erzählfragmente borgt, die er den »Leutnant Sturm« dessen Offizierskameraden im Unterstand vorlesen lässt (s. Kap. III.A.3). Der Text reflektiert durch Struktur und Figurenrede die Schwierigkeiten der literarischen Kriegsverarbeitung. Darüber hinaus dokumentiert er in seiner Verknüpfung von Rahmen- und Binnenerzählungen, dass Ernst Jünger potentiell bereit ist, sich selbst als Autor zu definieren, und in ausreichendem Maße über literaturgeschichtliche und poetologische Kenntnisse verfügt, um als solcher tätig zu werden. Stattdessen aber verschreibt er sich für die nächsten fünf Jahre der politischen Publizistik und lässt ›Sturm‹ in der erzählten Welt seine Manuskripte verbrennen (vgl. Müller 1986, 258–273). Was im Rückblick wie eine Entscheidung gegen die Literatur aussieht, unterstreicht zugleich die seinerzeitige Übergängigkeit zwischen den Textsorten Erzählung, Essay und Publizistik.

Zunächst haben wir es mit genuin politischen Sprechakten zu tun, die in eindeutig politischen Publikationsorganen mit Namen wie *Standarte*, *Arminius* und *Der Vormarsch* eine definierte Personengruppe auf politische Überzeugungen verpflichten wollen (vgl. Meinl 2000, 94ff, 118, 145 f.). Gleichwohl wäre durch den Vergleich mit Nachbarpublikationen in denselben Zeitschriften genauer zu prüfen, inwieweit man hinsichtlich Jüngers Publizistik von einer intellektuellen Radikalität sprechen muss, die von einer zunehmend ästhetischen ›Lust am Text‹ (Roland Barthes) zehrt. Statt Literatur und Publizistik wahlweise auf das eine oder andere zurückzuführen, lohnt sich vielmehr die Untersuchung von deren wechselseitigem Bedingungsverhältnis als Charakteristikum für Jüngers (aber nicht nur seine) Texte der 1920er und früher 1930er Jahre.

Kriegsdarstellung

Das komplizierte Bedingungsgefüge von soldatisch-nationalistischer Publizistik und literarischer Strategie erfordert einen genaueren Blick auf die inneren Spannungen der Kriegsdarstellung in Jüngers narrativen Texten der Jahre 1924 und 25, in denen die am stärksten politisierte Fassung von *In Stahlgewittern* erscheint, sowie die Ausgestaltung von Sequenzen seiner dort bereits literarisierten Kriegserfahrungen in *Das Wäldchen 125* (1924/25) und *Feuer und Blut* (1925).

Jüngers soldatische Programmatik geht keineswegs mit einer geschönten Kriegsdarstellung einher. Der im Laufe der Rezeptionsgeschichte aufgebaute Gegensatz zwischen Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* und Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* zu einer idealtypischen Opposition (vgl. Arnold 2005, 52 f.) gilt zwar für die Pragmatik der Texte, hinsichtlich der Kriegsdarstellung jedoch unterliegt er begründeten Zweifeln. Bereits Zeitgenossen pazifistischer Provenienz aus dem Umfeld der *Weltbühne* wie u. a. Arnold Zweig haben Remarque vorgeworfen, »die alte Freude am Krieg als unbürgerlicher Lebensform, als Gelegenheit zum großen Abenteuer« erneut zu evozieren (Müller 1986, 87). Auch hat Remarque Jüngers Roman geschätzt und bei der Konzeption von *Im Westen nichts Neues* mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Rate gezogen, weil er dessen Kriegsdarstellung Authentizität zugeschrieben hat (Schneider 2004, 248 ff.). Vor allem aber zeichnet Jüngers Erstpublikation in all ihren unterschiedlichen Fassungen ein drastisches Bild des Krieges, das schonungslos darstellt, wie hier getötet und gestor-

ben wird. Dabei wird der Bruch mit heroisierenden Darstellungskonventionen, die seit den anti-napoleonischen Kriegen und namentlich Theodor Körner tradiert werden (vgl. Schilling 2002, 33 ff., 252 ff.) und noch Walter Flex' viel gelesenes Buch *Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis* aus dem Jahr 1917 bestimmen, am Anfang der Darstellung ostentativ vollzogen (vgl. SW 1, 13).

Hinsichtlich der Darstellung von Grenzerfahrungen, die durch die lebensbedrohende Gewalt des Krieges verursacht werden, besteht keine Differenz zwischen der heute im Buchhandel erhältlichen Fassung und der in den 1920er Jahren von den meisten Lesern benutzten. Jünger zeichnet durchweg ein realitätsadäquates Bild vom Krieg. Zwar fehlt der Tod einer Identifikationsfigur wie Remarques ›Paul Bäumer‹ am Schluss von *Im Westen nichts Neues*. Der symbolische Charakter des Sterbens der Hauptfigur bei Remarque wird jedoch durch die Art des Sterbens vieler Nebenfiguren bei Jünger aufgewogen. Der ebenso plötzliche wie hässliche Tod eines unbekannten Nebenmannes, der weniger fällt als vielmehr zerrissen wird, entspricht der Realität des Kriegs mehr als die integre Ersatzfamilie mit starker emotionaler Bindung, die *Im Westen nichts Neues* in der schließlich publizierten Fassung entwirft (vgl. Schneider 2003, 225 ff.). Jedenfalls ist Jüngers *In Stahlgewittern* voll von Todesfällen im Einzelnen sowie von schweren Verlusten im Ganzen. Hinzu kommen Darstellungen persönlicher Ängste oder eigener Gewaltexzesse (vgl. Gann 2010).

Das alles macht Jüngers *In Stahlgewittern* natürlich nicht zu einem Antikriegsbuch. Die Feststellung von dessen Schonungslosigkeit dient vielmehr dazu, eine Eigentümlichkeit hervorzuheben, die Jüngers Kriegsdarstellung mit einer großen Zahl ›rechter‹ Kriegsliteratur der Zeit teilt. Es gehört zu den Charakteristika dieser Texte, dass sich in ihnen erzählte Welten voller Drastik, die den Krieg mit »deskriptiver Genauigkeit« von seiner objektiv zerstörerischen Seite zeigen, und theoretische Sätze, die seinen subjektiven Wert unterstreichen und ihn »heroisch« deuten, wechselseitig konterkarieren (Müller 1995, 23). Ein Beispiel aus der dritten Fassung (1925) von *In Stahlgewittern*:

> »Da pfiff es wieder hoch in der Luft; jeder hatte das zusammenschnürende Gefühl: die kommt hierher! Dann schmetterte ein betäubender ungeheurer Krach; – die Granate war mitten zwischen uns geschlagen. […] Aus dem großen Trichter strahlte unsere in Brand gesetzte Maschinengewehrmunition ein intensives rosa Licht. Es beleuchtete den schwelenden Qualm des Einschlages, in dem sich ein dichter Haufen schwarzer Körper wälzte, und die Schatten der nach allen Seiten auseinanderstiebenden Überlebenden. […] Ich will nicht verheimlichen, daß ich zunächst, wie alle anderen, nach einem Augenblick starren Entsetzens aufsprang und planlos in die Nacht rannte. Erst in einem kleinen Granatloch, in das ich kopfüber gestürzt war, wurde mir der Vorgang klar. Nichts mehr hören und sehen! Fort, weit weg, verkriechen! Und doch meldete sich sofort die andre Stimme: ›Mensch, du bist doch der Kompagnieführer!‹« (Sta 1924, 219; Sta 2013, 504).

Der zitierte Abschnitt, der in späteren Ausgaben lediglich kleinere sprachliche Veränderungen erfährt (vgl. SW 1, 234), eröffnet das lange Kapitel »Die große Schlacht«, dessen Ereignisse im letzten Kriegsjahr situiert sind. Bemerkenswert ist, dass auf den desaströsen Auftakt der geschilderten Offensive aktive Kriegshandlungen folgen, die in besonders ausgeprägter Weise ein in Tötungsexzessen mündendes ›Berserkertum‹ zur Darstellung bringen (vgl. Sta 1924, 229 ff.; SW 1, 241 ff.; Sta 2013, 502 ff.; Schöning 2009, 176 f.). Während das Nacheinander von schweren Verlusten und außer Kontrolle geratenem Tötungswahn die Eskalation von Kampfhandlungen präzise darstellt (vgl. Shay 1998, 144 ff.) und in den verschiedenen Fassungen daher weitgehend unverändert bleiben kann, fungieren die theoretischen Sätze mit weltanschaulichem Inhalt, die 1924 hinzugefügt und zehn Jahre später wieder gestrichen werden, als Variablen, die den Text veränderten Kontexten und sich wandelnden Intentionen des Verfassers anpassen. Besonders stark ist der Kontrast, wenn die nationalistische Fassung aus der Zeit der politischen Publizistik am Ende folgende Schlussfolgerungen zieht:

> »Nun sah ich zurück: Vier Jahre inmitten einer zum Sterben bestimmten Generation […]. Und aus allen Opfern war, fast ohne daß ich es gemerkt, die Idee des Vaterlandes immer reiner und glänzender herausgeschmolzen. Das war der bleibende Gewinn des Spiels, das so oft um den vollen Einsatz gegangen war: die Nation war für mich nicht mehr ein leerer, von Symbolen verschleierter Begriff […]« (Sta 1924, 281; Sta 2013, 642).

Das Sterben der konkreten Einzelnen verleiht dem abstrakten Begriff für das politische Kollektiv neues Leben. Dieser Schluss ist nicht nur immanent voller fragwürdiger Metaphorik und problematischer Ideologeme, sondern fällt auch aus dem narrativen Zusammenhang. Mehr noch: Der Text bemüht sich nicht einmal darum, ähnlich wie etwa im Fall des Anrufs durch die innere »Stimme« des »Kompagnieführers« nach dem Granattreffer, einen solchen herzustellen. Obwohl die Tatsache, dass »Nation« als leerer Begriff wahrgenommen werden kann, eigens thematisiert wird, wenn auch im Modus der Negation, wird an keiner Stelle die Anstrengung unternom-

men, so etwas wie die sprichwörtliche ›Geburt der Nation‹ oder konkrete Gemeinschaften zu zeigen. Das Aufsagen nationalistischer Glaubensbekenntnisse bleibt Erzählen und Erzähltem vollkommen äußerlich. Das gilt nicht nur für Jüngers Kriegsbücher, sondern auch für viele andere, die sich nationalistisch ausflaggen. Was Krieger und Kriegführung mit der Nation verbindet, bleibt letztlich im Dunkeln.

Während man als heutiger Leser über den unvermittelten Wechsel zwischen dargestellten Qualen durch Schinderei, Todesgefahr, Schlafmangel, schlechtes Essen und asoziale Kameraden auf der einen Seite und einem emphatischen Lob des Krieges als Geburtsstätte nationaler Gemeinschaft auf der anderen erstaunt ist, scheinen sich die zeitgenössischen Leser daran nicht gestoßen zu haben. Für Jüngers weitere Schriften der 1920er und frühen 1930er Jahre lassen sich zwei Schlussfolgerungen unterscheiden, die den durch die Nicht-Kohärenz von theoretischer Perspektive und narrativer Deskription erzeugten Deutungsbedarf produktiv umsetzen. Die Konsequenzen sind erstens ein elitärer soldatischer Nationalismus, der ohne eine Nation in der Breite ihrer Bevölkerung auskommt, und zweitens eine spezifisch Jüngersche Poetik der Führung dieser programmatisch verknappten Adressatengruppe.

Nationalismus

Jüngers Nationalismus wird stets als entweder ›neu‹, ›revolutionär‹ oder ›soldatisch‹ apostrophiert. Der Ausdruck ›Neuer Nationalismus‹ fungiert dabei meist als Oberbegriff für die verschiedenen Strömungen (vgl. Breuer 1995, 180 ff.), während ›revolutionär‹ besonders stark die moderne, anti-traditionale Ausrichtung sowie den Habitus der Unbedingtheit betont (Sieferle 1995, 132 ff.) und ›soldatisch‹ die Herkunft und die vorrangige Semantik von Kampf und Krieg (Prümm 1974). Im Gegensatz zur stärker zeitdiagnostischen Essayistik und zumal zur literarischen Kriegsdarstellung hat die Publizistik, wenngleich ohne tagespolitische Ambition, eine ungleich geringere Halbwertzeit. Trotzdem nimmt ihre zweite Phase ab 1926, die erklärtermaßen im Zeichen des »Nationalismus« steht (vgl. Publizistik 2001, 213, 250, 260, 285, 296, 317) eine wichtige und gemeinhin unterschätzte Scharnierfunktion ein. Jüngers Artikel ziehen nicht allein die mit der Kriegsdeutung einhergehenden Schlussfolgerungen für die Konzeption des »Neuen Nationalismus« (ebd., 285 ff.), sondern arbeiten damit zugleich Jüngers Autorkonzeption vor (s. Kap. II.2 u. IV.A.1).

In den Jahren 1926 und 27 verfasst Jünger weitere 43 Artikel für politische Zeitschriften, so dass nach dem Auftakt 1923 für den Zeitraum 1925–27 ein jährliches Durchschnittsaufkommen von ca. 20 Beiträgen im engeren politischen Sinne festgestellt werden kann. Ab 1928 nimmt die Zahl derartiger Beiträge einerseits stark ab, andererseits tritt an deren Stelle feuilletonistische Gelegenheitspublizistik wie z. B. die Rezensionen von Neuerscheinungen aus dem Bereich der Kriegsliteratur. Auch das Spektrum der Publikationsorte erweitert sich in dieser Zeit. Vor dem Hintergrund der historischen Phaseneinteilung der Weimarer Republik, die einer mittleren Konsolidierungsphase zwischen 1924 und 29 stark krisenhafte Anfangs- und Endphasen gegenüberstellt, fällt auf, dass sich Jüngers politisches Schrifttum geradezu anti-zyklisch verhält.

Bemerkenswert ist vor allem, dass Jünger seine scharf politische Rhetorik gerade in dem Zeitraum, in dem politische Radikalität am meisten Resonanz findet, nämlich in den Jahren 1930–34, zurücknimmt. In der Zeit, die erst zum Untergang der ersten gesamtdeutschen Demokratie und dann zur Festigung der nationalsozialistischen Herrschaft führt, pflegt Jünger eine zwar weiterhin forcierte, vom politischen Geschehen nun aber stark distanzierte Diagnostik. Trotz aller Einzelkontakte mit dem Führungspersonal nationalistischer oder völkischer Bünde – mit Putschisten wie dem Freikorps-Chef Gerhard Roßbach oder dem Marinebrigadisten Ehrhardt und Leuten aus Hitlers Führungsriege wie Rudolf Hess – war Jünger letztlich »nicht organisierungswillig« (Kiesel 2007, 277) und, ohne pragmatische Rücksichten zu nehmen, an größeren historischen Zyklen orientiert. Jünger hat keine Anhänger um sich geschart und ist als Organisator kleiner nationalistischer Gruppen nach wenigen Wochen gescheitert, wenngleich seine zahlreichen Redaktionstätigkeiten, Auftritte und Treffen im nationalrevolutionären Milieu festzuhalten sind und weiterer Untersuchung bedürfen. Prägender sind letztlich jedoch die sich entwickelnden Kontakte zu antidemokratischen Intellektuellen ähnlichen Formats wie Carl Schmitt, Ernst Niekisch oder Friedrich Hielscher und Ernst von Salomon, die Jünger ab 1926 kennenlernt und mit denen er Zeit seines Lebens in Kontakt bleiben wird (s. Kap. III.D.2; III.D.4. u. IV.B.6).

Im Unterschied zur folgenlos verhallten Aufforderung »Schließt Euch zusammen« (Publizistik 2001, 216 ff.), so die Überschrift eines Artikels aus der *Standarte* vom Juni 1926, den Jünger Adolf Hitler zugeschickt hat (Kiesel 2007, 280), ist seine ganze Publizistik weniger inklusiv als exklusiv angelegt. Sie

wird von einer Rhetorik des Außerordentlichen geprägt, das nach immer weiterer Zuspitzung und Verschärfung drängt und sich an der eigenen Kompromisslosigkeit begeistert, auf populistische Formeln wie die Erinnerung an den viel geschmähten ›Schandfrieden von Versailles‹ aber zunehmend und auf die ›Dolchstoß-Legende‹ gänzlich verzichtet:

> »Fragen wir nicht nach Sieg oder Niederlage, nicht nach einem äußeren Lohn. Das wahre Ergebnis eines inneren Erlebnisses kann nur ein seelisches sein. Wer vier Jahre lang als Knecht sich benutzen ließ, kommt für uns Nationalisten nicht in Frage, aber vier Jahre im Glauben an eine – gleichviel an welche – Idee und im unbedingten Willen zum Opfer verbracht, das ist die eiserne Vorschule, die zum Eintritt in unseren Kreis gehört« (Publizistik 2001, 238).

Es ist schwierig einzuschätzen, inwieweit sich Jünger der Performanz seiner Schriften bereits bewusst gewesen ist, als er im August 1926 den Artikel »Vom absolut Kühnen« in der *Standarte* publiziert hat (vgl. Fröschle 2004, 111 ff.). Auf alle Fälle pflegen sie einen sezessionistischen Stil, der sich an ihrer nationalistischen Programmatik, weil diese ausschließlich innenpolitisch angelegt ist, durchaus reibt. Nationalismus ist bei Jünger nicht der Titel einer nationalen Sammlungsbewegung, die sich gegenüber einem außenpolitischen Feindbild konstituiert, sondern bezeichnet eine historische Vorhut, die das bürgerliche Zeitalter und die es prägenden Weltanschauungen bekämpft. »Auch wenn der Krieg keinen anderen Sinn« gehabt hätte, so weiter der zitierte Artikel,

> »[…] als den, die Völker Europas den Liberalismus in sich überwinden zu lassen und ein neues Lebensgefühl in ihnen zu erwecken, wäre keiner der Millionen Toten umsonst gefallen. Ob Menschen heute sterben oder morgen, das ist nicht das Wichtige, sondern ob sie mit Notwendigkeit fallen oder ohne Sinn« (ebd., 239).

Den Tod des Einzelnen derart mit einem historischen Geschick zu verrechnen, gehört zweifellos zum weithin gepflegten ›Zynismus‹ der Epoche. Dabei sollte aber nicht übersehen werden, dass sich bereits hier eine Europäisierung des Nationalismus abzeichnet, die 1932 im *Arbeiter* manifest werden wird. Als Begriff für eine die liberale Demokratie überwindende Neuordnung, in der die Einrichtung der Gesellschaft nicht dem freien Spiel der Kräfte, »keine[r] in freien Räumen schweifenden Ungebundenheit« (Publizistik 2001, 183) überlassen bleibt, sondern zentral und total organisiert ist, ist der neue Nationalismus keine rein ›vaterländische‹ Angelegenheit, sondern »bei allen Völkern Europas« zu finden (ebd., 184; vgl. ebd., 578). Auch die parlamentarische Topologie von links und rechts ist dem ›Neuen Nationalismus‹ keineswegs wesentlich und gehört wie nationalstaatliche Grenzen zu den akzidentellen Merkmalen der Zeit (vgl. ebd., 185 o. 556). Die dadurch vergrößerte Rufweite des Programms darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass zur Initiierung nur eine Elite, ein besonderer ›Menschenschlag‹ (vgl. z. B. SW 7, 60) vorgesehen ist.

Nicht Entschuldigungen für die militärische Niederlage, sondern die Erkenntnis von deren Bedingungen und ihre Revision sind Jüngers vorrangiges Ziel. Am Anfang steht die Einsicht, dass der klassische Nationalismus genauso problematisch geworden ist wie das von zahlreichen Intellektuellen der 1920er Jahre emphatisch diskreditierte 19. Jahrhundert, aus dem er stammt. Der ›Neue Nationalismus‹ ist insofern dezidiert nicht-reaktionär. Er hegt keinerlei Sentimentalität gegenüber dem Kaiserreich und will nichts restituieren. Trotz der Größe seines stehenden Heeres ist die wilhelminische Epoche gegenüber den demokratischen Gesellschaften vor allem durch Mobilisierungshemmnisse gekennzeichnet (Publizistik 2001, 567; SW 7, 131 f.), die nur durch Traditionsabbau beseitigt werden können. Als Jünger im September 1929 für *Das Tagebuch* über »›Nationalismus‹ und Nationalismus« schreibt, d. h. für ein breites, politisch nicht gebundenes, kulturell aber dafür umso sensibleres Publikum, unterstreicht er diese Zielsetzung brutal: »Zerstörung ist das Mittel, das dem Nationalismus dem augenblicklichen Zustande gegenüber allein angemessen erscheint« (ebd., 506).

Was Jünger der vergangenen Epoche dabei erkennbar verdankt, ist die bereits 1914 und zuvor gepflegte Interpretation des Krieges als historische Zäsur. Diese Erwartung an die Geschichtsmächtigkeit des Krieges wirkt unvermindert weiter. Radikal verändert hat sich nur die Zielgruppe. Jüngers Texte wollen nicht sofort die ganze Nation zum Krieg versammeln wie die Intellektuellen im August 1914, sondern eine kleine Gruppe umso radikalerer Nationalisten zum Kampf gegen das Weimarer ›Regime‹. An die Stelle der vom Krieg ermüdeten Zivilgesellschaft muss erst ein nationaler Staat mit »einer durch keine Tradition gehemmten Energie« treten (Publizistik 2001, 505), bevor an neuerliche Kriege überhaupt zu denken ist.

Eine Massenstrategie verfolgt dieser *tabula-rasa*-Nationalismus, dessen Publikationsorgane man sich im Dauerkonflikt mit einer Trägerorganisation wie dem *Stahlhelm* vorstellen muss, nicht (vgl. Morat 2007, 68 ff.). Vielmehr interpretiert er den Krieg als Reduktion der Nation auf den Kern derjenigen, die seiner Destruktivität gewachsen sind. Während es